

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 5

Artikel: Stadtkinder in der Dorfschule
Autor: Schmid-Marcus, Gisela
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079620>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stadtkinder in der Dorfschule

Schon seit einigen Jahren verbrachten wir mehrere Wochen pro Jahr in unserem Bündner Ferienhaus. Urgroßvater und Großvater unserer Kinder hatten einst in der Gegend gelebt, und noch immer konnten wir in den Ferien dort nähere und entfernte Verwandte besuchen. Aber leider war die schöne Zeit im kleinen Bergdorf immer viel zu kurz und die Möglichkeit einer Kontaktnahme mit der übrigen Bevölkerung gering. Wie konnten wir erreichen, nicht für immer nur die Fremden, die Ferienleute, die Stadtleute zu bleiben?

An einem strahlenden Herbsttag kam mein Mann auf die Idee: Wie wäre es, wenn wir unsere drei schulpflichtigen Kinder hier oben in die Winterschule schickten? Für etwa drei Monate würden wir alle im Ferienhaus wohnen, nur er selbst müßte die Woche hindurch in Zürich seiner Arbeit nachgehen. Die Wochenenden in der kräftigenden, nebelfreien Bergluft wollte er dann doppelt genießen.

Noch im gleichen Jahr setzten wir den Gedanken in die Tat um, und aus dem einen Winter wurden deren drei.

Bei der Besprechung des Vorhabens mit den Schulbehörden und der Lehrerschaft erwies sich jedermann als erfreulich aufgeschlossen. Der Schulrat unseres Bündner Dorfes bewilligte den Eintritt der Kinder in die Unterschule, wenn sie länger als einen Monat bleiben und je 20 Franken Schulgeld entrichten würden. Die Zürcher Schulbehörde stellte die Bedingung, daß die Kinder nach dem Wiedereintritt in ihre alte Klasse für einen Monat nur als provisorische Schüler zu gelten hätten. Auch die Lehrer waren dafür, das Experiment zu wagen; sie gönnten ihnen das schöne Erlebnis von Herzen und benützten jedes Jahr die Gelegenheit, die ganze Klasse Briefe schreiben zu lassen, in denen die Zürcher Kinder den unsrigen ihre Erlebnisse berichteten. Am städtischen Schulexamen waren wir immer wieder zu Hause und mit dabei, damit sich der Übergang in die nächstfolgende Klasse reibungslos vollziehen konnte.

Bedenken äußerten — wie wir nachträglich erfuhren — einige Bauersfrauen, die meinten, die neuen Mitschüler aus der Stadt seien gewiß reicher und besser gekleidet und würden die Begehrlichkeit der Dorfschüler steigern. Sie haben unterdessen wohl eingesehen, daß Städter nicht unbedingt auf Gold gebettet sind und ihren Kindern nicht immer ein großes Taschengeld zustecken.

In den kleineren Bündner Bergdörfern besuchen die Kinder eine Halbjahresschule. Sie müssen also in etwa sieben Monaten das Jahrespensum einer Klasse erarbeiten. Das bedeutet, daß sie nur an Samstagen einen halben Tag frei haben und sonst täglich sechs Stunden (von acht bis elf und eins bis vier Uhr) in der Schulbank sitzen. Da mehrere Klassen gemeinsam unterrichtet werden, müssen die einzelnen Schüler viel Zeit mit stiller Beschäftigung verbringen. Dadurch können zwar die Schülergespräche nicht sehr gepflegt, aber Schreiben, Rechnen und Lesen umso mehr geübt werden.

Dieses sehr konzentrierten Arbeitens wegen machten wir uns keine großen Sorgen um den Wiederanschuß in der Zürcher Schule. Schließlich kam es nicht so sehr darauf an, ob man nach der Zürcher oder Bündner Fibel das Lesen erlernte, wenn man es am Schluß des Schuljahres nur konnte.

Erwartungsvoll schulterten am ersten Tag unsere drei Unterschüler ihre «Pultscha» — in Zürich sagten wir Thek — und wir stapften gemeinsam im kalten Morgengrauen den Berg hinab zur Dorfschule. Wir gingen einen Fußpfad entlang, den die Väter der Schulkinder nach jedem größeren Schneefall neu ausschaufeln mußten, gerade breit genug, daß ein Kinderschlitten hinabsausen konnte. Alle Schüler unserer Talseite waren bereits im Dorf unten angelangt.

Als wir uns der Schule näherten, standen die meisten erwartungsvoll unter dem großen Portal, denn es hatte sich natürlich herumgesprochen, daß «Zürcher» zu ihnen kämen. Kaum

waren wir jedoch nahe, verschwanden plötzlich alle scheu im Gang.

Der Unterschullehrer, der die ersten vier Klassen gemeinsam unterrichtete, nahm seine neuen Schützlinge freundlich auf. Zum ersten Mal konnten die Geschwister sich gegenseitig bei der Arbeit in der Schule beobachten. Der älteste, ein stolzer Viertkläßler, fühlte sich verantwortlich für seine zwei kleineren Schwestern, die in den Bänken der Erst- und Zweitkläßler saßen.

Nun gab es jeweils bewegte Diskussionen am Mittagstisch, wenn «aus der Schule geschwatzt» wurde. Bald zeigte es sich, daß die Stadtkinder eine größere Leichtigkeit im mündlichen Ausdruck an den Tag legten, daß sie aber dafür unruhiger und schwatzhafter waren. Besonders von seiner jüngsten Schwester wußte unser Walter zu berichten, daß der Lehrer mehr ihren Hinterkopf als ihr Gesicht zu sehen bekomme. Wie viel interessanter war es doch, teilzunehmen am mündlichen Unterricht der älteren Schüler, anstatt sorgfältig und konzentriert die Buchstaben des Alphabets auf die Schiebertafel zu malen, wie es die Aufgabe der Erstkläßlerin gewesen wäre.

Doch als ich nach drei Wochen etwas besorgt beim Lehrer anfragte, ob seine drei Neuen seinen Unterricht auch nicht allzu sehr belasteten, antwortete er ganz vernünftig, daß ihm im Gegenteil die neue Lebhaftigkeit, die bald die ganze Klasse ergriffen habe, sehr gefalle.

Das beliebteste Gesprächsthema der Kinder bildete jedoch nicht die eigentliche Arbeit in der Schule — die blieb sich nach der anfänglichen Umstellung von der Einklassen- zur Mehrklassenschule so ziemlich gleich — sondern das Geschehen auf dem Schulweg. Schon das Problem «wer fährt mit wem auf welchem Schlitten ins Tal hinab?» hatte einiges Gewicht. Die sausende Fahrt mußte auf dem Heimweg mit einem halbstündigen Aufstieg und dem Tragen des Schlittens bezahlt werden. Mit fünf Kindern der umliegenden Höfe trafen sich die unsrigen jeweils am Morgen kurz nach

Stadtkinder

sieben Uhr, obwohl die Schule erst um acht Uhr begann. Der Schulweg, der Schnee, das Schlitteln und Spielen in größerer Gesellschaft mußte ausgekostet werden.

Den ganzen Sommer über — vom Mai bis Oktober — leben die Bauernkinder mit ihren Familien ziemlich isoliert auf den verstreut liegenden Heimwesen. Sie helfen beim Heuen und Viehhüten und sehen ihre gleichaltrigen Kameraden nur selten. Im Winter dann scheint es für sie nichts Schöneres zu geben, als beständig bei einander zu sein. Das natürliche Zentrum ihrer Spiele ist der Schulhof und seine Umgebung.

Um elf Uhr war der Vormittagsunterricht beendet, kurz vor zwölf Uhr erschien der Trupp der Schulkinder hungrig und mit vor Kälte geröteten Backen bei unserem Ferienhaus. Eine halbe Stunde später standen die Kameraden bereits wieder vor der Tür, denn bevor um ein Uhr die Schule wieder begann, wollte man sich noch gemeinsam im Schnee tummeln und spielen.

Ich bin überzeugt davon, daß der viermalige weite Weg zur Schule bei Kälte, Sonnenschein oder Schneegestöber den Kindern gesundheitlich außerordentlich gut getan hat. Überdies bot er ihnen Erlebnisse aller Art, die sie auf ihrem kurzen Schulweg einer städtischen Autostraße entlang nie gehabt hätten. So kamen zum Beispiel eines Abends alle drei atemlos dahergerannt, um zu berichten, daß sie etwas abseits des Weges einen Hasen aus seinem Lager aufgeschreckt hätten. Der Platz habe sich bei ihrer Ankunft noch ganz warm angefühlt. Auch Rehe kreuzten häufig, besonders am Abend, ihren Weg, und die Kinder machten sich einen Spaß daraus, möglichst nahe an die Tiere heranzuschleichen. Wenn Neuschnee gefallen war, konnte man schon am Morgen auf den weiten Flächen viele frische Tierspuren erkennen, und die Kinder merkten an den Sohlenabdrücken im Schnee, welche ihrer Kameraden bereits vor ihnen den gleichen Weg gegangen waren.

Im März lautete jeweils die erste

Frage des Morgens: Trägt wohl der Schnee heute? Traf das zu, so konnten sie ohne Schlitten auf dem tagszuvor von der Sonne erwärmten und in der Nacht steinhart gefrorenen Schnee — am besten auf Plastiksäcken, um die Kleider zu schonen — den Hang hinuntersausen.

Der große Zylinderofen im Schulzimmer war jeden Morgen von frierenden Schülern umlagert, die ihre steifen Hände wärmen und nasse Handschuhe und Jacken daran trocknen wollten. Selbstverständlich wurde jedem Neudazugekommenen bereitwillig Platz gemacht.

Dieses einträgliche Spielen und unbeschwerde Zusammensein mußte von unseren Kindern jedoch zuerst abverdient werden. Man weiß ja im allgemeinen, daß die «Neuen» in einer Schule nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt werden. Nachdem am Anfang alles so gut zu gehen schien, war ich einigermaßen erstaunt, als nach einiger Zeit unser Sohn hin und wieder ohne Handschuhe oder ohne Kappe aus der Schule kam, weil «die an-



Mühsamer Stuhl, Hämmröhren • Blähungen • mühsame Verdauung, belegte Zunge, schlechter Atem • Migräne, Neuralgien • blasser Teint, welke Haut • Hauausschläge



LUVAX

Befreien Sie sich von der **VERSTOPFUNG** ohne sich an Medikamente zu gewöhnen!

Dank dieser medizinisch kontrollierten* Methode, die Ihren Darm dazu erzieht, sich ohne Abführmittel jeden Morgen zu befreien

Zur Bekämpfung der Darmträgheit existiert ein bewährtes Präparat, das Darm-Stimulativ Luvax, das mehr als ein Abführmittel ist, weil es Ihren Darm daran gewöhnt, sich jeden Morgen mit der Pünktlichkeit einer Uhr zu entleeren. Tatsächlich hat man in mehreren Schweizer Kliniken feststellen können, dass Verstopfte in den allermeisten Fällen durch Luvax nicht nur Linderung erhielten, sondern von ihrer Darmträgheit endgültig befreit wurden.*

Die kleinen «Heilperlen» des Luvax, von denen jede einen wertvollen, von Pflanzenschleim umgebenen natürlichen Samen enthält, quellen im Darm bis zum 25-fachen Volumen auf. Dank dieser natürlichen und progressiven Wirkung stimuliert Luvax auch den trägesten Darm, bis dieser schliesslich die Fähigkeit erlangt, wieder von selbst zu arbeiten und regelmässig zu funktionieren ohne Abführmittel.

Beginnen Sie noch heute Ihre Luvax-Kur. Schon am ersten Tag, gleich nach dem Aufstehen, befreit sich der Darm. Ein Gefühl wohlicher Erleichterung erfüllt Sie, der Atem ist wieder rein, die Zunge sauber, die durch Verstopfung verursachte Migräne wie weggeblasen. Besorgen Sie sich noch heute eine Packung Luvax und sagen Sie Ihrer Verstopfung Adieu!

Generalvertreter für die Schweiz: Max Zeller Söhne AG, Romanshorn. Normalpackung: Fr. 3.90, 2½-fache Kurpackung: Fr. 7.80. In Apotheken und Drogerien.

* Resultate der medizinischen Versuche: «Wertvolles, sinnvoll kombiniertes Laxativum, das die Ursachen der Verstopfung anzugehen erlaubt und so manchen Patienten von seiner Abführmittel-Abhängigkeit zu befreien vermag.» Dr. J. W., (Praxis Nr. 6, 10.2.55)

dern» die Sachen den Berg hinunter geworfen hatten und er es für unter seiner Würde gehalten hatte, nochmals hinunter zu gehen. Auch er selbst wurde von den Kameraden halb im Ernst und halb im Scherz in den Schnee geworfen, den Hang hinuntergestoßen oder beim Spiel ausgelassen. Es brauchte, besonders im ersten Winter, eine gehörige Portion Ausdauer, Gutherzigkeit und Selbstvertrauen vonseiten des zehnjährigen Buben, um sich bei den Kameraden durchzusetzen und schließlich als einer der Ihren angenommen zu werden. Günstig wirkte sich bei ihren Friedensschlüssen jeweils die Tatsache aus, daß die paar Buben beim Hockey auf einander angewiesen waren und sie unsern Walter als «Gohli» vor dem Scheunentor dringend brauchten.

Die Mädchen hatten — wahrscheinlich weil sie jünger waren und sich zudem eine Sechstklässlerin ihrer sehr freundlich annahm — keine derartigen Schwierigkeiten zu überwinden. Sie wurden höchstens von Zeit zu Zeit auf dem Schulweg von der Bubengruppe unserer Talseite angegriffen.

Es fiel mir übrigens bald auf, daß nach anfänglichem Miteinanderschlitten und Spielen sich mehr und mehr auch unter den Schülern die strenge Trennung der Geschlechter durchsetzte, wie sie in der Bauerngemeinschaft so charakteristisch ist. Die Sitzordnung in der Dorfkirche zum Beispiel weist Männern und Frauen getrennte Bankreihen zu, und sogar im kleinen Bahnhofswartsaal setzen sich die Frauen gemeinsam auf eine Eckbank, während die Männer an einer Seitenwand Platz nehmen.

In den folgenden drei Wintern hatten unsere Kinder Gelegenheit, an einer Reihe von Schulfesten, sowie bäuerlichen und sportlichen Veranstaltungen teilzunehmen. Die Hauptprobe des Dorftheaters im Saal des Restaurants war für die Jungen ein großes Vergnügen, und auch die Weihnachtsaufführung eines modernen Krippenspiels in der Kirche, das der junge Oberschullehrer selbst geschrieben hatte und bei dem sämtliche Kin-

der mitwirken durften, war ein bedeutsames Ereignis. Am meisten zu reden aber gab die «Schuolernidle».

Wochen vor dem Fest bewegte jeden Knaben der Gedanke, welches von den sonst stets verächtlich «Wiber» genannten Mädchen er als seine Partnerin bei dieser Schlittel- und Tanzveranstaltung einladen wollte. Es war wichtig, daß die Einladung heimlich erfolgte, und daß die Erwählte nicht schon von einem anderen vorher weggeschleppt worden war. Wenn nicht gleichviel Buben wie Mädchen in der Schule waren, so taten sich die Zurückgebliebenen zu Zweiergruppen zusammen, denn von auswärts durfte niemand eingeladen werden.

Am Samstag vor dem von den Oberschülern bestimmten Festsonntag pilgert jeder «Schuolernidlebuob» zu seiner «Meitje», um mit ihr gemeinsam einen Schlitten zu schmücken. Tannenreis bringt der Knabe, farbige Papierblumen das Mädchen. Beides wird an einem starken Drahtbogen über den Kufen befestigt. Ein paar Stunden später zieht der Bub den festlich vorbereiteten Schlitten heimwärts. Am andern Morgen holt er seine Begleiterin ab zum gemeinsamen Schlitteln am Hügel neben dem alten Schulhaus. Zum Mittagessen ist das Mädchen bei der Familie des Knaben eingeladen. Der Nachmittag aber ist der schönste Teil des Festes, denn da wird unter Handorgelklängen in der kleinen Turnhalle getanzt — oder herumgehüpft — und anschließend geschwungener Nidel mit Kompott und Guetsli verzehrt. Anschließend begleitet der Knabe seine Partnerin nach Hause, um Gegenrecht zu halten und bei ihr das Abendessen einzunehmen. Es ist jeweils schon lange dunkel, wenn er durch die Kälte heimwärts stapft.

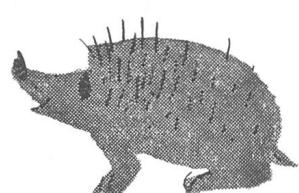
Die Nähe des Winterkurorts brachte es mit sich, daß dem Skifahren große Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Auch aus den Reihen der Landjugend sollten zukünftige Skilehrer und Sportgrößen hervorgehen. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß manche Eltern den sportlichen Lei-

stungen ihrer Kinder ebenso großen Wert beimesse wie den Schulleistungen.

Der Jugendskitag der Talschaft, aber auch das bescheidenere Dorfrennen spornten Knaben und Mädchen an, in jeder freien Minute Langlauf, Slalom und Schanzenspringen zu üben. Daß unsere Kinder bei diesen sportlichen Veranstaltungen mit allem Eifer mitmachten, obwohl sie natürlich nicht so gut fuhren wie die meisten ihrer Altersgenossen, trug viel dazu bei, daß sie bei den Einheimischen als «dazugehörig» betrachtet wurden.

Wenn wir heute nach drei Bündner Schulwintern wieder in den Ferien in unserem Häuschen wohnen, so fühlen sich unsere Kinder ganz daheim. Sie reden den Dialekt der Dorfkinder, kennen alle Einheimischen und haben Freunde und Freundinnen gefunden, mit denen sie das Jahr hindurch im Briefwechsel stehen. Die Erinnerung an die gemeinsam verbrachte Zeit verbindet besonders die Jungen, aber auch wir Eltern fühlen uns zum Dorf gehörig. Mit einem seiner ehemaligen Schulkameraden geht unser Ältester im Sommer Kühe hüten und Gemsen beobachten. Unsere Töchter helfen den Nachbarn beim Heuen und betreuen deren kleine Kinder. Alle drei kennen unzählige Bauernstuben von innen, und das Leben, die Arbeit und die Freuden ihrer Altersgenossen sind ihnen vertraut.

Die finanziellen Auslagen, die der doppelte Wohnsitz unweigerlich mit sich brachte, haben sich unserer Meinung nach reichlich gelohnt. Die Kenntnis und das Verständnis der dörflichen Lebensform, die Verbundenheit mit der Bevölkerung und mit der Natur ist unserer ganzen Familie zur großen Bereicherung geworden.



Biotta-Grapefruitsaft

ist insektizidfrei

Wir haben jenes Ursprungsland ausgewählt, das in bezug auf biologische Schädlingsbekämpfung bei Grapefruitsaft am weitesten fortgeschritten ist. Dabei werden Nützlinge gezüchtet und im Lande ausgesetzt, um die Schädlinge in Schach zu halten. Biotta-Grapefruitsaft ist deshalb insektizidfrei.

ist aus baumreifen Grapefruits.

Grapefruits, wie sie auf dem Markte erhältlich sind, sind nachgereift, da vollreif geerntete Früchte auf dem langen Transportweg verderben würden. Ein selbstgepresster Saft aus solchen Grapefruits ist deshalb nicht so wertvoll wie Biotta-Grapefruitsaft aus vollreif gepflückten Früchten.

ist kein rückverdünntes Konzentrat.

Für Biotta-Grapefruitsaft werden die vollreifen Grapefruits im Ursprungsland unter unserer persönlichen Kontrolle frisch vom Baum gepresst und der anfallende Saft ohne jede Veränderung in Tägerwilen abgefüllt.

ist reich an fruchteigenem Vitamin C

und damit eine Quelle neuer Schaffenskraft. Vitamin C sorgt für körperliche und geistige Frische und ist nötig für die Knochenbildung und die Erhaltung eines gesunden Zahnfleisches; es fördert die Zellatmung und die Abwehr gegen Infektionen (Schnupfen, Erkältung). Mit 3 dl Biotta-Grapefruitsaft decken Sie Ihren Tagesbedarf.

Biotta-Säfte sind in Reformhäusern, Drogerien und Lebensmittelgeschäften erhältlich.



Biotta Gemüsebau AG, 8274 Tägerwilen, Telefon 072 8 01 31